

Zeitenwandel

Philosophen genießen das Privileg, sich an Selbstverständlichkeiten gütlich tun und in Allgemeinheiten schwelgen zu dürfen. In meiner Eigenschaft als Neben-erwerbsphilosoph werde ich dieses Privileg im Folgenden bis zur Schmerzgrenze ausnützen. Ich setze Ihnen einige Merksätze vor, die ich von Fall zu Fall mit weitergehenden Bemerkungen anreichern werde.

Merksatz 1:

Zeit entsteht dadurch, dass sich etwas wandelt. Eine Zeit ohne Wandel ist keine Zeit. In einer unwandelbaren Welt wäre es ziemlich sinnlos, auf die Uhr zu schauen. Andersherum: Uhren und Kalender verdanken ihre Existenz dem Wunsch des Menschen, den tatsächlich vorhandenen Wandel in den Griff zu bekommen. In vielen Kulturen ist das Fortschreiten der Zeit als kreisförmige Bewegung gesehen worden. Alles schon mal dagewesen, nichts Neues unter der Sonne. Das überzeugendste oder jedenfalls gängigste Beispiel ist der Jahreslauf. Allerdings ist da bereits Abstraktion im Spiel: Auf jeden Winter folgt in unseren Breiten, astronomisch gesehen, ein Frühling, aber nicht immer fällt er meteorologisch vorteilhaft aus, wie wir im laufenden Jahr gemerkt haben. Nur das allgemeine Schema bleibt sich gleich. - Friedrich Nietzsche hat versucht, die Vorstellung von der ewigen Wiederkehr oder Wiederkunft wieder hoffähig zu machen, aber das soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Es heißt, es sei die jüdisch-christliche Tradition gewesen, die demgegenüber die Vorstellung einer gerichteten Zeit entwickelt habe, eines Zeitpfeils, der von einem Anfangspunkt aus auf einen heilsgeschichtlichen Endpunkt und letztlich ins Unendliche ziele. Neuerdings wird gesagt, wir seien jetzt bei der Punktzeit angelangt. Nichts darf Zeit kosten, weil Zeit allzuviel kostet, alles soll sofort erledigt sein, möglichst sogar vorgestern. Moderne Zeiten wären also dadurch charakterisiert, dass sie auf die Vernichtung der Zeit zielen. Die automatisierte Börse lässt grüßen.

Wir sollten dabei nicht außer Acht lassen, dass sich diese Entwicklungen nur auf einen Teil der Weltbevölkerung beziehen, dass nicht wenige Gesellschaften sogar noch in archaischen Vorstellungswelten und Zeitmustern leben. Wir können in diesem Zusammenhang von der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen sprechen. Das gilt – in einem etwas anderen Sinn – auch für die Kunst, wie Wilhelm Pinder vor vielen Jahrzehnten herausgearbeitet hat. Gegen die Vorstellung vom „Gänsemarsch der Stile“ hat er die Erkenntnis gesetzt, dass es jede Menge Überlagerungen gibt. Noch im 17. Jahrhundert konnte in **einem** Landstrich gotisch gebaut werden, während woanders schon der Barock Einzug gehalten hatte, von der Renaissance ganz zu schweigen. Wieder ins Allgemeinere werden solche Erkenntnisse in einem Satz des italienischen Essayisten Claudio Magris gewendet: „Es gibt nicht den einen und einzigen Zug der Zeit, der einen bei gleichbleibender Geschwindigkeit in eine einzige Richtung brächte; bisweilen kreuzen sich seine Geleise mit denen eines anderen, der aus der entgegengesetzten Richtung kommt, aus der Vergangenheit, und für eine Weile befindet sich dann diese Vergangenheit neben uns, an unserer Seite, in unserer Gegenwart.“

Merksatz 2: **Wir sind selbst das Ergebnis eines permanenten Wandels; er hört auf den Namen Evolution.** Früher einmal waren wir wahrscheinlich so etwas wie Fische, inzwischen sind wir längst an Land gegangen. Die biologische Evolution hat

beispielsweise zur Vergrößerung unseres Gehirns und unserer Kniegelenksprobleme geführt. Die kulturelle Evolution hat uns u.a. die Philosophie und die Kunst beschert – nicht als Fertigprodukte, sondern wiederum als ständig weiterentwickelte und weiterzuentwickelnde geistige Gebilde.

Merksatz 3:

Ändern tut sich alles; das Dauerhafte ist das, was sich weniger schnell ändert.

Diese Aussage ist, mit Robert Musil zu reden, vorläufig definitiv. Auch Berge ändern ihr Aussehen, aber langsam. Gegenüber der Humangeschichte hat die Erdgeschichte Ewigkeitsstatus. Aber es kann sein, dass die Humangeschichte in die Erdgeschichte hineinfunkt, dass der Hausberg des vertrauten Heimatorts, zu unseren Kinderzeiten eine kleine Wildnis, binnen weniger Jahre zum dicht besiedelten Baugebiet wird. Am Rande bemerkt: Schön wird eine solche Veränderung erst, wenn wir uns selbst dort ansiedeln können.

Wir haben es gern, wenn vertraute Dinge so bleiben, wie sie sind. Wir haben es aber auch gern, wenn allzu vertraute Dinge und gußeiserne Verhältnisse, an denen wir uns vielleicht jahrelang gestoßen haben, sich schlussendlich ändern lassen. Motto: So kann es nicht weitergehen. Georg Christoph Lichtenberg hat bekanntermaßen formuliert: "Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll."

Am liebsten hätten wir die Lufthoheit über dem Wandel. Dosierungsprinzip: So viel Änderung wie nötig, so wenig wie möglich. Aber wieviel und was genau ist nötig? Darüber gibt es so viele Meinungen, wie es Menschen gibt. Und leicht kann sich ein Domino-Effekt einstellen: Ändern wir **einen** Faktor, so ändern sich auch die anderen. Dann kann sich unserer Kehle leicht der inzwischen zum Romantitel gewordene Stoßseufzer entringen: Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war? Derlei Seufzer waren schon in der Antike vernehmbar: *Laudatio temporis acti* nennen das die Lateiner, Lob der Vergangenheit.

Merksatz 4:

Wir leben in einer Zeit des Wandels oder des Umbruchs, und das ist schon seit der jungsteinzeitlichen Revolution so.

Aber heute gewinnt der Umbruch laufend an Fahrt. Früher galt: Die Gebrauchsanweisungen für Herstellung und Verwendung des Faustkeils konnten über Tausende von Generationen weitergegeben werden.

Heute müssen wir sagen: Sobald die Mehrzahl der Nutzer die Handhabung eines Geräts verstanden hat, gilt es als veraltet. Und die **technischen** Neuerungen ermöglichen oder erfordern **soziale** Neuerungen. Einige Pioniere der Ultramoderne verzichteten bereits auf eine feste Behausung, um ständig überall und nirgends sein zu können. Mobilität und Anpassungsfähigkeit als Werte an sich. Das ist eben der Fortschritt: dass schon morgen das Heute reichlich gestrig aussehen wird.

Jetzt schlägt die Stunde des Kulturkritikers: Äußere und innere Mobilität um jeden Preis... hat ihren Preis: Das Ergebnis kann auch ein rasender Stillstand sein, eine Rotation um kein Zentrum. Gerald Sammet schreibt in einem Essay: „Demnach lebten wir einfach in beschleunigten Zeiten, die uns kein über unser Beschleunigtwerden hinausgehendes Nachdenken erlauben.“ Hauptsache Fortschritt.

In der Kunst ist das immerhin noch anders. Da kann man nicht von einem permanenten Fortschritt sprechen; man kann höchstens davon sprechen, dass die Kunst auf die

Herausforderungen und auf die Möglichkeiten der jeweiligen Zeit adäquat antwortet oder geantwortet hat. Denn:

Merksatz 5, von mir in einer Nacht-und-Nebel-Aktion erdacht, aber nicht empirisch überprüft:

Eine kulturelle Epoche entsteht aus den unbeantworteten Fragen der vorhergehenden.

Einer der wichtigsten Epochenbrüche der europäischen Kunst hat nach meiner unmaßgeblichen Meinung im ausgehenden neunzehnten und im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert stattgefunden. Von einer überreichen Tradition schier erdrückt, suchten viele Künstler das radikal Neue. In holzschnittartiger Vereinfachung können wir sagen: Fotografie und Film etablierten sich als neue Kunstformen; in der Malerei bahnte sich die Dominanz der Abstraktion an, in der Musik war die Tonalität nicht mehr das Maß aller Dinge. Es kam zu langwierigen Grabenkämpfen zwischen Traditionalisten und Neuerern; mit Blick auf die Musik könnte man etwa daran erinnern, dass die Lebenszeiten von Hans Pfitzner und Arnold Schönberg nur um wenige Jahre differierten. In diesem Zusammenhang möchte ich zwei aus dem Zusammenhang gerissene Bemerkungen aus Theodor W. Adornos Ästhetischer Theorie zitieren, wobei ich die erste hiermit zum Merksatz Nummer 6 erneue:

„Seine Zuflucht hat das Alte allein an der Spitze des Neuen; in Brüchen, nicht durch Kontinuität.“ Darüber lässt sich lange nachdenken, da arbeitet Adorno wieder einmal mit seinem Lieblingsspielzeug, der Dialektik. Was ist das eigentlich? In erster Näherung können wir Dialektik so umschreiben: Kein Ding ist vor seinem Gegenteil sicher. Und das bringt Bewegung in die Geschichte, auch in die Kunstgeschichte. Womit Adornos Satz übrigens noch lange nicht ausgeschöpft ist. Adorno zum Zweiten, wiederum auf die Kunst bezogen: „Hat eine Möglichkeit von Neuerungen sich erschöpft, werden sie mechanisch weitergesucht auf einer Linie, die sie wiederholt, so muß die Richtungstendenz der Neuerung verändert, in eine andere Dimension verlagert werden. Das abstrakt Neue vermag zu stagnieren, in Immergleichheit umzuschlagen.“

Warum überhaupt Neuerungen? Die ältere Kunst konnte auf Formeln, auf Übereinkünfte, auf Traditionen zurückgreifen. Die moderne Kunst hat diese Möglichkeit laut Adorno nicht, sie muss in besonderer Weise immer im Fluss sein, sie muss sich, um einen modisch-allzumodischen Ausdruck zu verwenden, in jedem Werk neu erfinden.

Merksatz 7, jetzt werde ich wieder so richtig schön allgemein:

Die Zeiten ändern sich, und in Tateinheit ändert sich unser Blick auf die Zeiten.

Unseren Maßstäben, unseren Sichtweisen, unseren Geschmäckern ist kein festes Verfallsdatum aufgeprägt, aber Stabilität ist das Letzte, was man ihnen vorwerfen könnte. Unser Verhältnis zu vergangenen Epochen ist ein ewiger Revisionsprozess, wir sehen sie notgedrungen durch die Brille unserer eigenen Lebensverhältnisse, und das Verhältnis zur eigenen Epoche hat Jean Paul vor rund zweihundert Jahren so charakterisiert: „Keine Zeit ist mit der Zeit zufrieden; das heißt, die Jünglinge halten die künftige für idealer als die gegenwärtige, die Alten die vergangene.“

Merksatz 8:

Jetzt ist es Zeit, einen Wandel eintreten zu lassen; deshalb endet mein Text an dieser Stelle.

Robert Meßmer